

Blinde Flecke der Monisten

Cornelius Borck will wissen:
Ist die Hirnforschung über sich
selbst im Bild?

Welchen Stellenwert das Jahr 2004 einmal in den Handbüchern der Wissenschaftsgeschichte einnehmen wird, ist schwer zu prognostizieren. Elf prominente Hirnforscher, unter ihnen Gerhard Roth und Wolf Singer, veröffentlichten damals ein Thesenpapier, das in der auf Wissenschaftspopularisierung spezialisierten Presse mit dem dröhnenden Titel „Das Manifest“ vermarktet wurde. Selbst

Marx und Engels hatten 1848 nicht auf ein erläuterndes Adjektiv verzichtet. Als unmittelbar bevorstehend verkündet wurde nicht zum ersten Mal die streng naturalistische Klärung der Frage nach Geist und Bewusstsein und damit auch nach der Willensfreiheit. Dieser spekulative Übernahmeeifer seitens einer vom eigenen Avantgardismus berauschten Naturforschung scheint verflogen. Eine gelassene Kooperation von natur- und geisteswissenschaftlich orientierter Forschung hat Platz gegriffen. Zur Annäherung der Neuroforschung an die Philosophie möchte auch der Wissenschaftshistoriker Cornelius Borck beitragen, der das Fach zu diesem Zweck vor einen weiteren zeitlichen Horizont stellt („Im Bilde sein. Selbstverhältnisse der Hirnforschung in wissenschaftshistorischer Perspektive“, in: Phänomenologische For-

schungen. Felix Meiner Verlag, Hamburg 2016).

Borck konzentriert sich auf die bekannten Visualisierungsverfahren der Hirnforschung; am Beispiel ihrer „Bildlogik“ erörtert er die Aktualität klassischer Bewusstseinsphilosophie für Wissenschaftler wie für Laien. Er schildert den Fall amerikanischer Psychiatriepatienten, die als Anerkennung für ihre Teilnahme an einer Studie eine diagnostische Aufnahme ihres Gehirns erhielten und durch sie eine besondere Erfahrung machten. Für die Patienten sei ihre Erkrankung objektivierbar geworden, vorzeigbar auch, die Bilder demonstrierten ihnen „etwas über sie selbst und entlasteten sie damit von der Verantwortung für dieses So-Sein“, so Borck. Allerdings vertrauten die Patienten, anders als die Forscher, dabei nicht

einfach auf die Nachweisbarkeit physiologischer Prozesse. Das Bild verhalf über das vermeintlich sichtbare Krankheitsbild, zu einem positiveren Selbstverhältnis.

Eine frühere denkwürdige Begebenheit steht im Zusammenhang mit der in den Zeitungen als „Aufzeichnung der Gedanken“ gefeierten Entdeckung von Gehirnströmen in Form der Elektroenzephalographie. Der EEG-Pionier Hans Berger hoffte anfangs, durch entsprechend zu plzierende Spiegel auch sich selbst anhand der in eine Zickzackkurve übersetzten Gehirnaktivität beobachten und analysieren zu können. – bis er einsah, dass die Trennung von Subjekt und Objekt unhintergebar bleibt. Aus diesen und weiteren Beispielen schließt Borck: „Neue technische Verfahren der Selbstbeobachtung liefern

keine finalen Antworten auf alte philosophische Fragen, sondern konfrontieren sie mit unerwarteten Erfahrungswelten, mit denen diese Fragen eine neue Fassung bekommen.“ So begreife die Forschung der funktionellen Bildgebung diese nun zunehmend auch als Darstellungstechnik, die neue Wirklichkeiten mitkonstruiere.

Die „jahrzehntelange Hirnforschung habe die Relation von Ich und Gehirn vor allem komplexer gemacht. Nicht naturalistische Reduktionen helfen weiter, geboten sei ein „Weiterbasteln entlang der Möglichkeiten“. Die Hirnforschung taugt wohl nicht zur Leitwissenschaft. Eher schon die Wissenschaftsgeschichte? Sie überzeugt, wenn es ihr gelingt, die vermeintlich getrennten Wissenschaftskulturen der Natur und des Geistes als zusammengehörig auszuweisen. THOMAS GROSS

FRANKFURTER ALLGEMEINE

28/12. 2016